

Gunter Pirntke (Hrg.)

ARTUR LANDSBERGER

Bankhaus Reichenbach



Meisterwerke der Klassischen
Literatur


andersseitig.de

Artur Landsberger

Bankhaus Reichenbach

Impressum

Covergestaltung: Alexandra Paul

Digitalisierung: Erhard Koch

ISBN: 9783955014094

2014 andersseitig.de

andersseitig Verlag

Dresden

www.andersseitig.de

info@new-ebooks.de

(mehr unter Impressum-Kontakt)

Zum Geleit

Bisher habe ich jedes Ersuchen, zu Romanen mit kriminalistischem Einschlag ein Vorwort zu schreiben, grundsätzlich abgelehnt.

Heute bin ich zum ersten – und wohl auch zum letzten Male diesem Prinzip untreu geworden. In dem mir vorliegenden Roman »Bankhaus Reichenbach«, der derart mit Spannung geladen ist, daß er selbst mich alten Kriminalisten schon nach den ersten fünfzig Seiten völlig in seinen Bann zog – in diesem Roman wird mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen ein Indizienbeweis *ad absurdum* geführt. – Ich stehe nun selbstverständlich nicht auf dem Standpunkt, daß wir ohne den Indizienbeweis auskommen können. Aber es ist erschütternd, zu sehen, wie selbst bei gewissenhaftester Prüfung durch sämtliche Instanzen Unschuldige als überführt gelten können.

Dieser ausgezeichnete Roman übertrifft – mag man auch zu Einzelheiten verschiedene Stellung nehmen – die üblichen Kriminalromane nicht nur durch die Originalität der Spannungslösung, sondern vor allem durch die meisterhafte Menschenschilderung. –

Die vier Menschen, um die es in diesem Buche geht, sind so echt und so ergreifend geschildert, daß der Roman auch dann Anspruch auf Beachtung hätte, wenn man den Kriminalfall aus ihm entfernte. – Und darin sehe ich das Besondere. Denn meist sind die handelnden Personen in Kriminalromanen nur *ad hoc* konstruierte Figuren, während der Kriminalfall das Primäre ist. Hier hingegen wird zunächst einmal das Interesse für die Menschen erweckt, so daß der Kriminalfall vor allem der Personen wegen interessiert, die in ihn verwickelt werden.

Damit verliert das Buch auch den gefährlichen Charakter eines Tendenzromanes. Es ist ein Menschheitsbuch im besten Sinne, das uns alle angeht. Was hier sich abspielt, kann bei einer tückischen Verknüpfung von Umständen in ähnlicher Weise morgen jedem von uns passieren.

Dr. Finkelburg
Geh. Ober-Justizrat
Präsident des Strafvollzuges.

Es handelt sich um:

Frau Kommerzienrat Reichenbach.
Hanni Reichenbach, deren Tochter.
Heinz Reichenbach, Frau Reichenbachs Neffe.
Heinrich Morener, Großspekulant.
Karl Morener, dessen Neffe.
Hedda v. Nedlitz.

In die Handlung greifen ein:

Kommerzienrat Reichenbach.
Urbach, Meßter, Direktoren bei Reichenbach.
L. E. Schnitter, Finanzierungen.
Gräfin Amalie Wahl-Reuth, Heddas Tante.
Kumbier, Wirt des »Schmetterling«.
Haase.
Der Rote Franz.
Der Blonde.
Irrenärzte, Rechtsanwälte, Kommissare.

Erster Teil

1.

Das Bankhaus der Gebrüder Reichenbach & Co. am Berliner Gendarmenmarkt war eins der angesehensten Privatinstiute der Reichshauptstadt. Im Jahre 1778 von Ferdinand Reichenbach gegründet, den König Friedrich II. mit dem Titel Hofbankier auszeichnete, sah es bald der Feier seines hundertfünfzigjährigen Bestehens entgegen. Auch gesellschaftlich spielte die Familie Reichenbach bis zum Weltkriege eine Rolle. Nicht durch geräuschvolle Feste und Hervortreten bei öffentlichen Veranstaltungen. Man sah sie weder bei den Premieren im Opernhaus, noch auf den Subskriptions- und Pressebällen, weder zu den Paraden auf dem Tempelhofer Feld, noch bei den Rennen in Hoppegarten und Karlshorst. Aber es galt für einen Vorzug, bei Reichenbachs zu verkehren, selbst für die Offiziere der Gardekavallerie, die sich bekanntlich nicht gerade in die bürgerlichen Salons drängten. Die Botschafter und Gesandten der fremden Staaten gaben bei ihnen die Karten ab, und zwar zuerst, was den Neid gesellschaftlich ehrgeiziger Familien, die sich mehr dünkten, erregte. Zu alledem taten Reichenbachs nichts. Darin gerade lag ihre Stärke. Sie suchten nicht, sie ließen sich suchen. Das taten viele. Aber von den vielen unterschieden sie sich dadurch: sie taten nichts dazu, daß man sie fand.

Die Umstellung nach dem Kriege und der Revolution bot Menschen ohne Tradition, selbst wenn sie Gewissen hatten, keine Schwierigkeit. Am allerwenigsten den Angehörigen des Bankgewerbes. Gerade ihnen hatte man Generationen hindurch den Staat als das Muster eines redlichen Kaufmanns vor Augen gehalten. Warum sollten sie sich da nicht auch jetzt auf ihn als Vorbild berufen, wenn sie Dinge taten, die, über das ungeschriebene Gesetz der guten Sitten

hinaus, gegen Treu und Glauben verstießen. Wer sich wie Leonard Reichenbach aber die Frage vorlegte: wie hätte dein Vater, Groß- und Urgroßvater in einem solchen Falle gehandelt, der rettete zwar seinen guten Ruf, der um das Jahr 1928 herum nicht hoch im Preise stand, verlor aber sein Vermögen.

Als Leonard Reichenbach damals, um durch den Krieg unterbrochene Geschäftsverbindungen wieder anzuknüpfen, mit den Direktoren anderer Banken nach Neuyork fuhr, erwiesen sich Tradition und Charakter für ihn als schwere Belastung. Denn während jene Direktoren, die im Interesse der von ihnen geleiteten Banken reisten, in erster Linie an die Rettung ihres eigenen Vermögens dachten, sah Reichenbach seine Hauptaufgabe darin, die ihm anvertrauten Kapitalien seiner Kunden zu retten.

So kam es, daß Reichenbach nach seiner Rückkehr sich stolz sagen konnte, alle, die sich ihm anvertraut hatten, wenn auch nicht vor Verlusten, so doch vor dem Zusammenbruch bewahrt zu haben. Er selbst aber hatte den größten Teil seines Vermögens verloren. Und als der Staat bald darauf seine Bürger durch die völlige Entwertung einer neuen Anleihe erneut um die ihm anvertrauten Sparanlagen betrog, räumte Reichenbach allen Kunden, denen er im Vertrauen auf den Staat zur Zeichnung geraten hatte und die nun in Bedrängnis waren, Kredite ein.

Das führte zu Verbindlichkeiten, denen das bereits geschwächte Bankhaus nicht gewachsen war. Eines Tages sah sich Reichenbach vor die Notwendigkeit gestellt, seine Firma und sein bei Brandenburg gelegenes Gut mit Schloß Reichenbach dem bekannten Grundstücksspekulanten Heinrich Morener gegen Übernahme sämtlicher Verbindlichkeiten auszuliefern. Und er mußte mit dieser Lösung, die ihm mit Frau und Tochter gerade noch die Möglichkeit einer bescheidenen Existenz ließ, noch zufrieden sein. Denn die Übernahme erfolgte nicht etwa auf

Grund einer Bilanz, die unzweideutig den Zusammenbruch und die Passiva in Höhe von vielen Millionen Mark ergab, sondern sie war dem Zufall zu danken, daß der Großspekulant Heinrich Morener von dem Ehrgeiz besessen war, ein von der guten Gesellschaft anerkannter, sogenannter feiner Mann zu werden. Und man mußte schon eine Urkunde gefälscht oder silberne Löffel gestohlen haben, um als Chef des Hauses Gebrüder Reichenbach & Co. nicht als feiner Mann zu gelten.

Morener hatte denn auch aus seinen Motiven kein Geheimnis gemacht und gesagt:

»Wenn ich kein Geschäft mehr anrühre und als Wohltäter der Menschheit mein Vermögen opfere, so bleibe ich in den Augen der Welt doch immer der Grundstücksspekulant Heinrich Morener. Als Inhaber des Bankhauses Gebrüder Reichenbach auf Schloß Reichenbach aber wird aus Heinrich Morener ein anderer Mensch. Und das lasse ich mich etwas kosten.«

Leonard Reichenbach empfand bei diesen Verhandlungen so starkes seelisches und körperliches Unbehagen, daß er oft nachgab, nur um zu einem Ende zu kommen. Im übrigen befand er sich in einer Lage, in der Morener diktieren konnte. Auch jetzt, als er die Herausgabe der in seinem Privatbureau und im Konferenzsaal hängenden Familienbilder als etwas Selbstverständliches forderte, erwiderte Morener:

»Sie gehören zur Firma, um die Kontinuität zu wahren. Ihr Aus- und mein Eintritt muß als ununterbrochene Fortdauer eines Ganzen erfolgen. Wenn der Zusammenhang unterbrochen wird, so entsteht etwas Neues, und ich kann statt Reichenbach ebensogut Morener firmieren. Mir aber liegt gerade daran, das Alte fortzusetzen.«

Reichenbach verstand das nur zu gut. Die Einwände Moreners waren ja gerade die Gründe, aus denen er alles,

was an seine Vorfahren erinnerte, aus dem Kauf hatte ausschließen wollen.

Als Morener sah - staunend sah, wie schwer es Reichenbach wurde, sich von diesen Bildern zu trennen, die ihm seiner Ansicht nach doch nichts mehr nützen konnten, schlug er ihm vor, in der Firma zu bleiben - als Chef, wenn er wolle - neben ihm.

»Reichtum und Wohlbefinden sind relative Begriffe,« erwiderte Leonard Reichenbach. »War es bis heute für mich ein Erlebnis, wenn eine meiner hochgezogenen Stuten fohte, so wird es mir von morgen ab genau dieselbe Freude bereiten, wenn meine Jagdhündin Junge wirft.«

»Und schließlich werden Sie sich damit begnügen, daß eines Ihrer Hühner Eier legt. - Mein lieber Kommerzienrat, Sie verzeihen - aber bei der Weltanschauung wundert es mich nicht, daß Sie dahin gekommen sind, wo Sie heute stehen.«

»Und wenn ich Ihnen erkläre, Herr Morener, daß ich auch da, wo ich heute stehe, noch nicht mit Ihnen tausche.«

»Was heißt das? Sie haben mit mir getauscht - und zwar so gründlich, daß ich auch als Mensch an Ihre Stelle treten werde.«

»Das möchte ich nicht erleben.«

»Es ist der einzige Grund, aus dem ich derartige Opfer bringe. Für nichts anderes zahle ich meine Millionen als für den hundertfünfzigjährigen Glanz Ihres Namens, von dem ich in diesem Augenblick, in dem ich meinen Namen unter diese Urkunde setze, Besitz ergreife - um ihn nie wieder freizugeben.«

»Sie begnügen sich nicht mit dem Bankhaus, der Firma, dem Schloß, dem Gut, dem Gestüt - Sie wollen mich mit Haut und Haaren fressen.«

Und wenn man den hochgewachsenen, breitschultrigen, schweren Heinrich Morener jetzt vor dem schwächlichen, zarten Leonard Reichenbach, der ihm kaum bis zur Schulter reichte, stehen sah, konnte man es beinahe für möglich halten.

»Mein Ziel ist es,« erwiderte Morener, »daß, wenn in ein, zwei Jahren irgendwo der Name Morener fällt - Jeder fragt: »Sie meinen Morener-Reichenbach?« - Das mag eine fixe Idee von mir sein - möglich! Aber ich habe sie und führe sie - wie alles, was ich anpacke - durch.«

»Wenn mit mir auch der Geist Reichenbach verschwände - dann vielleicht. Aber Sie irren, wenn Sie glauben, daß Sie an die Stelle eines Toten treten. Sie werden auf einen unsichtbaren Widerstand stoßen - überall, wo Sie versuchen werden, sich über diesen Geist hinwegzusetzen.«

»Das klingt vorzüglich, Herr Kommerzienrat. Aber über alle diese Dinge ist die Zeit hinweggeschritten - erbarmungslos hinweggeschritten.«

»Diese Dinge leben, sage ich Ihnen - und sie kehren wieder.«

»Dann wird man sich ihnen anpassen.«

»Man kann sich nur Dingen anpassen, die man erlernen kann.«

»Wie meinen Sie das?«

»Daß Tradition unerlernbar ist.«

»Sie sehen überall Reibungsflächen und konstruieren Gegensätze, die gar nicht vorhanden sind.«

»Gibt es größere Gegensätze als unsere Weltanschauungen?«

»Weltanschauungen? - Ich habe keine Zeit, mir eine zu bilden. Ich denke und handle. Meine Weltanschauung ist der Erfolg - und danach allein werden Sie heute beurteilt.«

»Haben Sie Ihren Neffen Karl Morener, der doch voraussichtlich mal an Ihre Stelle treten wird, auch in diesem Geiste erzogen?«

»Allerdings! Und ich gebe Ihnen den Rat, auch auf Ihren Neffen Heinz, den ich nach unserem Verträge ja mit übernehmen soll, in diesem Sinne zu wirken.«

»Das geht über meine Verpflichtung hinaus.«

»Es wird sein Fortkommen erleichtern.«

»Ich lehne es trotzdem ab. Sie, Herr Morener, werden sich nicht ändern! Aber ich hoffe, daß in dem unabwendbaren Kampf zwischen unseren Neffen die Reichenbachsche Weltanschauung siegen wird.«

»Ich sehe nur voraus, daß Sie eine neue Enttäuschung erleben werden.«

»Warten wir ab,« erwiderte Reichenbach, nahm die Feder und unterschrieb. Nach ihm Morener. Und als sie sich nach vollzogener Unterschrift die Hände reichten, fühlten sie, daß dieser Vertrag trotz langwieriger Verhandlungen, die vorausgegangen waren, kein Abschluß, sondern ein Anfang war.

Das Geschäft freilich, ganz geführt in Moreners Geiste, der ja der Geist der Zeit war, entwickelte sich derart, daß Gebrüder Reichenbach & Co. schon nach zwei Jahren wieder die erste Privatbank Berlins war. In diesem Jahre starb Leonard Reichenbach. Nach Jahren zum ersten Male erinnerte man sich wieder der Verdienste dieses seltenen Mannes, um den sich nach seinem Zusammenbruch kein Mensch mehr gekümmert hatte. Sein Begräbnis war ein weithin sichtbares Zeichen seiner einstigen geschäftlichen und gesellschaftlichen Bedeutung.

Viele der früheren Freunde drückten wohl etwas beschämt die Hände der Frau Kommerzienrat Reichenbach und ihrer eben erwachsenen Tochter. Und wenn mancher dabei

versprach - und es in dieser Stunde wohl auch so meinte - daß er sich nun der Witwe und der Tochter annehmen werde, so wußten Mutter und Kind doch, daß dieser Händedruck der letzte war.

Heinrich Morener aber, der neben der Witwe stand, war so stark von dieser letzten Kundgebung zu Ehren Reichenbachs beeindruckt, daß er sich in seinem gesellschaftlichen Ehrgeiz bei jedem, der Frau Reichenbach die Hand reichte, fragte: »Wird der wohl auch an meinem Begräbnis teilnehmen?« - Wohl nicht ganz frei von diesem Gedanken, bot er der Witwe am nächsten Tage außer seinem Trost eine in dem Vertrage nicht vorgesehene Rente aus dem Reingewinn der Bank. Frau Reichenbach lehnte in höflichster Form eine Unterstützung ab, die nicht im Sinne ihres in Gott ruhenden Mannes sei. Sie gab aber ihrer großen Freude über das Anerbieten Ausdruck, weil sie daraus ersehe, daß der Geist Reichenbach auch unter Heinrich Moreners Leitung fortlebe. Weniger die Ablehnung als die Begründung stimmte Morener nachdenklich -.

2.

Wieder waren zwei Jahre vergangen. Eine Reihe namhafter Privatfirmen waren in dem Bankhaus Gebrüder Reichenbach aufgegangen, ohne daß Morener einen Teilnehmer aufgenommen hätte. An der Börse hatte man vor seiner Tüchtigkeit und seinem Glück gleich großen Respekt. Je erfolgreicher Morener in seinem Bemühen war, der Bank gerade die Kundschaft wieder zuzuführen, die mit dem Austritt Leonard Reichenbachs verschwunden war, um so eifriger ahmte er die Methoden seines Vorgängers nach und hielt sich von Spekulationen und Geschäften fern – auch wenn sie großen Gewinn versprachen –, denen er seinen Aufstieg verdankte. Aber das geschah weniger aus Überzeugung als aus dem Wunsche heraus, mit der Zurückgewinnung der Kunden sich auch deren Salons zu erschließen. Hierzu war der Weg über Frau Reichenbach, die nur ihrer sportliebenden Tochter wegen noch gelegentlich Verkehr pflegte, der gegebene. Aber es hatte bisher an einem Anlaß gefehlt, die nach dem Tode Reichenbachs völlig abgeschnittene Verbindung wiederherzustellen.

Morener ärgerte sich über sich selbst, wenn er sich wie jetzt bei derartigen Gedanken ertappte. Ein Mann von meinem Format pfeift auf derart äußerliche Dinge, redete er sich zu, fühlte aber im selben Augenblick, daß er sich belog und gestand sich, daß diese krankhaft gesteigerte Sehnsucht, auch Leonard Reichenbachs gesellschaftliche Stellung zu erobern, ihm mehr wert war als alle geschäftlichen Erfolge. –

Der Privatsekretär meldete Herrn Karl Morener. Sofort reagierte sein Gehirn mit dem Gedanken: vielleicht durch ihn! – Er saß in seinem Bureau, einem großen hellen Raum, in dem außer einem großen Perserteppich nur ein paar Sessel und ein Riesenschreibtisch standen. An den Wänden hingen die Bilder der Reichenbachschen Chefs, die für ihn

mehr als nur dekorativen Wert hatten, und an denen die Übernahme von Bank und Schloß beinahe gescheitert wäre.

Als sein Neffe Karl, der zusammen mit Heinz Reichenbach seit zwei Jahren Prokura hatte, das Bureau betrat, sah Morener zur Uhr und sagte:

»Guten Morgen, mein Junge! So früh habe ich dich hier noch nie gesehen.«

Karl, eine durchtrainierte Sportfigur, der bei aller äußeren Pflege – ja, je mehr er sich pflegte, um so deutlicher – etwas vom Professional anhaftete, erwiderte kühl:

»Es ist dein Wunsch, daß ich Sport treibe und Gesellschaften besuche. Wenn ich morgens reite, vormittags Tennis spiele, nachmittags Golf und abends Bridge – ich bitte dich, wo soll ich da die Zeit hernehmen, mich um das Geschäft zu kümmern?«

Karl ließ sich, ohne die Anforderung seines Onkels abzuwarten, in einen Sessel fallen, der gegenüber dem Schreibtisch stand, und sagte in einem Ton, der nicht erkennen ließ, ob es ganz ernst gemeint war.

»Ich freue mich, Onkel, daß du meine Verdienste anerkennst. Das gibt mir den Mut . . .«

Heinrich Morener stützte die Arme auf die Stuhllehne, rückte den schweren, breiten Körper näher an den Tisch heran, streckte den mächtigen Kopf mit der breiten Nase und den stechenden Augen vor und fragte:

»Wieviel?«

»Heute komme ich nicht, um etwas zu holen.«

»Nanu? – Bringst du mir am Ende gar etwas?«

»Ja! Eine Frau! Schön, jung, aus einem alten Stall, Rasse, Uradel.«

»So eine Frau könnte mich reizen.«

»Dich?« – Karl sah erschrocken den Onkel an.

»Ja! – Oder bringst du mir etwa eine Nichte? In dem Fall interessiert mich in erster Linie, zu wissen, ob sie vermögend ist.«

Karl erhob sich und sagte kalt:

»Ich danke dir für deine Aufklärung.«

»Bleib!« befahl Morener. Karl nahm wieder Platz –

»So! und nun klär' mich auf!«

»Ich wußte nicht, daß du mit deinen fünfzig Jahren . . .«

»Vierundfünfzig,« berichtigte Morener.

». . . noch an eine Ehe denkst. Infolgedessen hoffte ich als einziger Verwandter . . .«

»Du weißt nun also, daß das ein Irrtum war.«

»Ja!« – Karl war schon wieder im Begriff sich zu erheben. »Bleib!« wiederholte Morener. Diesmal mit größerer Bestimmtheit. »Wer ist die schöne, junge, rassige Frau aus altem Stall?«

»Du denkst doch nicht etwa im Ernst daran?«

»Ich denke daran – und du wirst mir dazu verhelfen.«

»Auch dann, wenn ich dir sage, daß ich sie liebe?«

»Das habe ich in den letzten Jahren schon zu oft von dir gehört. Arbeite mehr und du wirst weniger Zeit finden, dich zu verlieben.«

»Es ist ernster als sonst.«

»Das sagst du jedesmal. Ich brauche es also nicht ernst zu nehmen. Du wirst am Leben bleiben – auch wenn aus dieser Ehe nichts wird.«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Ich weiß es – das genügt. Aber was wichtiger ist und worüber ich schon lange mit dir sprechen wollte, da es auch dich angeht, ist folgendes: Je deutlicher das Selfmadetum unserer Zeit den Stempel aufdrückt, um so stärker leide ich

darunter, ein Selfmademan zu sein. Früher war man als so ein Außenseiter ein Ausnahmemensch, von dem jeder sprach. Man war zum mindesten eine Persönlichkeit, die sich aus der Masse hob. Heute ist man im besten Falle der Typ einer Massenneuerscheinung.«

»Das kannst du doch von dir nicht sagen.«

»Auch du heißt Morener – und ich wünschte, daß man es auch von dir nicht sagte.«

»Wenn die Baronin von Nedlitz meine Frau wird . . .« Er erschrak. »Jetzt habe ich ihren Namen genannt.«

»So wird man sagen: wieder eine Adlige, die sich an einen Neureichen verkauft. Wenn du aber die Tochter des verstorbenen Kommerzienrats Reichenbach heiratest . . .«

»Du hast diese Idee noch immer nicht aufgegeben?«

». . . so wird es heißen: die Reichenbachs und die Moreners bleiben unter sich. Und da die Reichenbachs Patrizier sind, so wird man sehr bald auch die Moreners dazu rechnen.«

»Ein sonderbarer Ehrgeiz, Onkel – und, glaube mir, ein sehr unzeitgemäßer.«

»Ein sehr gesunder, mein Junge! wenn unsere demokratische Zeit auch kein Verständnis dafür hat. Tradition ist das einzige, was man nicht kaufen kann. Das sieht man am besten an uns. Selbst da bedarf es noch einer Generation – und bleibt auch dann noch immer eine Täuschung. Wenn du aber Hanni Reichenbach heiratest, haben wir, was wir brauchen – und es macht nichts aus, daß sie arm ist. Denn unter uns, mein Junge, die Millionen, die hier verankert sind, gehören ihr so gut wie mir. Ja, ich habe das Gefühl, sie erst durch diese verwandtschaftliche Verbindung mit Reichenbachs rechtmäßig zu besitzen und hier Herr im Haus zu sein.«

»Das ist übertrieben und weit hergeholt, Onkel! Früher hattest du weniger Bedenken. Ich erinnere mich an Fälle, wo

selbst ich . . .«

»Ich weiß – und will mich nicht daran erinnern. Ich bin ein anderer Mensch geworden. Der alte Reichenbach hatte schon recht, wenn er von dem Geist des Hauses sprach, dem auch der Stärkste sich nicht entziehen kann.«

»Wenn es so ist, wie du sagst, dann solltest du die Kommerzienrat Reichenbach um ihre Hand bitten.«

»Unmöglich! Daß du das nicht fühlst! Die Witwe eines Kommerzienrat Reichenbach, die einen Morener heiratet, schadet sich, ohne mir zu nützen.«

»Das ist wahr.«

»Gerade das Gegenteil von dem, was ich anstrebe, würde erreicht: die Familie Reichenbach, die ich mir nutzbar machen will, ginge damit in der zur Zeit wirtschaftlich stärkeren Familie Morener unter.«

»Und bei mir wäre das anders?«

»Was sich die Jugend erlauben darf, paßt nicht für das Alter. Du könntest dich im Fall dieser Ehe: Karl Morener-Reichenbach nennen. Niemand wird Anstoß daran nehmen. Täte ich das, so würde man lächeln. Die Gesellschaft hat für solche Dinge eine feine Nase. Bei euch jungen Menschen aber, die man seit Jahren zusammen beim Golf und Tennis sieht, wird man den Zusammenschluß als etwas Natürliches und Gegebenes hinnehmen und sagen: sie lieben sich.«

»Was also soll ich tun?«

»Die Baronin Nedlitz in meinem Namen bitten, morgen abend um sieben an einem kleinen Familienessen auf Schloß Reichenbach teilzunehmen.«

»Und wer wird außer dir und ihr noch an diesem Familienessen teilnehmen?«

»Frau Kommerzienrat Reichenbach mit Tochter – und du.«

»Das kann ja sehr gemütlich werden.«

»Gemütlich kaum - aber vielleicht für uns alle von Bedeutung. - So! und nun geh!«

Karl erhob sich und ging hinaus. - Heinrich Morener lehnte sich in den Sessel zurück und war zufrieden, die Angelegenheit, die ihn schon lange beschäftigte, endlich in Fluß gebracht zu haben.

Am nächsten Abend aber . . .

3.

Am nächsten Abend aber fand sich auf Schloß Reichenbach eine Gesellschaft von sechs Personen ein, die nach Geburt und Weltanschauung, sowie nach den sozialen Verhältnissen, in denen sie lebten, ganz und gar nicht zusammengehörten.

Schloß Reichenbach lag in einem alten Park, der zu dem gleichnamigen Rittergut gehörte. Wenn man von Berlin aus durch Brandenburg fuhr, etwa einen Kilometer hinter dem Zuchthaus, bog eine Landstraße links ab, die zu beiden Seiten von hohen, Jahrhunderte alten Bäumen bewachsen war. Nach ein paar hundert Metern begann links vom Fahrweg eine mannshohe Mauer zu laufen, die Bäume zur Rechten hörten auf, der Weg führte immer dichter zur Havel heran. Schließlich befand man sich vor einem hohen, zu beiden Seiten von dichtem Wald umgrenzten Eisentor, das über die ganze Breite der Landstraße reichte und den Weg versperrte, so daß man unwillkürlich an die schweren Tore des Brandenburger Zuchthauses zurückdachte, an denen man vor kaum zehn Minuten mit beklommenem Herzen vorübergefahren war.

Wenn das Tor sich aber öffnete, sah man märchenhaft - bei einem Sonnenuntergang wie heute abend - tief im Grünen Schloß Reichenbach liegen. Man glaubte sich um Jahrhunderte zurückversetzt. Die Zeit schien stillzustehen. Von dem Hasten und dem Lärm da draußen spürte man nichts. Und die beiden Autos, die jetzt über den Rasen glitten, wirkten in der Stille dieser in das tiefe Rot der untergehenden Sonne getauchten Landschaft wie Gespenster.

In dem ersten großen und geschlossenen Auto, das Heinrich Morener gehörte, saß die verwitwete Frau Kommerzienrat Reichenbach mit ihrer Tochter. Morener hatte sie in seinem Wagen aus der Stadt holen lassen. Das

zweite offene Auto war der Sportwagen Karl Moreners. Er saß am Steuer, neben ihm die Baroneß von Nedlitz, eine große, schlanke, rassige Frau, die kein Auge von dem etwa fünfzig Meter vor ihnen fahrenden Auto ließ.

»Daß Sie sich dazu hergeben, hätte ich nicht gedacht,« sagte die Baroness – und es klang vorwurfsvoll.

»Warten Sie ab,« erwiderte Karl Morener. »Wenn mein Onkel mit Ihnen gesprochen hat, geben vielleicht auch Sie sich dazu her.« – Er wiederholte ganz bewußt ihre Worte und betonte sie.

»Möglich! Aber bei einer Frau ist das ganz etwas anderes.«

»Finden Sie?«

»Ich als Frau habe keine große Auswahl. Ich bin an Luxus gewöhnt und kann mich nur durch eine Ehe in ein standesgemäßes Leben retten. Ein Mann wie Sie aber hat tausend Möglichkeiten.« –

»Sie haben sich also so halb schon mit dem Gedanken abgefunden?«

»Ja.«

»Ich warne Sie, Hedda!«

»Keine Drohung, bitte!«

»Wenn Sie sich an ihn wegwerfen.«

»Wie geschmacklos! – so eine Redensart! – Oder wollen Sie damit etwa sagen, daß dann auch Sie entschlossen sind, sich wegzuwerfen?«

»Dann heirate ich Hanni Reichenbach.«

Das geschlossene Auto hielt vor der Einfahrt des Schlosses. Hanni hielt die Hand ihrer Mutter.

»Nimm es nicht so schwer, Mama!« sagte sie zärtlich.

»Zum erstenmal nach vier Jahren. Ich habe nicht geglaubt, daß ich das Schloß jemals wieder betreten werde.«

»Du konntest es Herrn Morener nicht abschlagen.«

»Er hätte es mir nicht zumuten dürfen.«

»Er fühlt ja nicht wie wir. Er glaubte, dir etwas Gutes zu tun.«

»Etwas Gutes,« wiederholte Frau Reichenbach und sah zur Treppe des Schlosses empor, die Heinrich Morener soeben herunterstieg, um seine Gäste zu empfangen: »Als ob von da etwas Gutes kommen könnte!«

»Er war doch nicht schuld an dem Zusammenbruch.«

»Du verteidigst ihn noch?«

»Der oder ein anderer. Wenigstens wurde unser guter Name gerettet.«

»Du hast recht, Kind! Und ich danke dir, daß du mich gerade in dieser Stunde daran erinnerst. Ich werde den Abend nun leichter überstehen.« -

Ein paar Sekunden später - und Morener begrüßte seine Gäste.

»Ich bin sehr glücklich,« sagte er zu Frau Reichenbach, als sie ihm die Hand reichte - »und ich hoffe, es hat Sie nicht zu viel Überwindung gekostet.«

»Das erstemal ist es ja schwer,« erwiderte sie und lächelte - wenn auch gezwungen.

»Aber nur das erstemal!« gab er zur Antwort. »Sie dürfen nun nicht wieder Jahre verstreichen lassen.«

»Sie sind sehr freundlich, und ich muß Ihnen danken.«

»Wenn einer zu danken hat, bin ich es.«

»Wir sind uns gegenseitig nützlich gewesen.«

»Ich konnte Ihnen helfen, weil man mich die Kunst, Geld zu verdienen, von der Wiege an gelehrt hatte. Aber in der sehr viel größeren Kunst, die kaufmännische Würde in jeder Lebenslage zu wahren, ist mir Ihr Gatte Vorbild gewesen. Ich eifere ihm nach - freilich ohne Aussicht, ihn je zu erreichen.«

»Sie machen es mir und meinem Kinde leicht, uns bei Ihnen wohl zu fühlen,« erwiderte Frau Reichenbach. Ein fünfter Gast erschien. Einer, der auch nicht gern gekommen war. Heinz Reichenbach, Frau Reichenbachs Neffe. Er hatte die Bahn bis Brandenburg benutzt und war dann zu Fuß gegangen. Denn das Gehalt, das er in dem Bankhaus Reichenbach bezog, reichte gerade für das Leben eines jungen Mannes aus gutem Hause aus, der leidenschaftlich altes Porzellan sammelte, den Sport liebte und seinem Namen ein gewisses äußeres Auftreten schuldig war. Man sah ihm, der wie Karl Morener so um die fünfundzwanzig herum war, die gute Herkunft an. Das schmale, feine Gesicht, die ungezwungene Art, sich zu bewegen, der natürliche, unerlernbare Takt, die angeborene Höflichkeit, die ganz unbewußt differenzierte und distanzierte – alles das deutete auf die Kultur von Generationen. Selbst jetzt, wo er seit vier Jahren zum ersten Male wieder die ehemalige Villa seines Onkels betrat, um dem neuen Besitzer den ersten Besuch zu machen, überlegte er nicht einen Augenblick lang, wie er sich zu benehmen hatte. Diese Sicherheit verblüffte Heinrich Morener. Der hatte sich, wie für Frau Reichenbach, so auch für ihn ein paar nette Worte zurechtgelegt, mit denen er dem, seinem Empfinden nach etwas deklassierten jungen Mann über das Peinliche der Situation hinweghelfen wollte. Er hielt daher das Benehmen Reichenbachs, der so sicher auftrat, als wenn er täglich hier ein und aus ginge, für bewußt und überheblich und darauf gerichtet, ihn zu kränken. Es war daher kein Wunder, daß er selber begann, sich unsicher zu fühlen – um so mehr, als jetzt auch sein Neffe Karl und die Baroneß Nedlitz erschienen, denen gegenüber er sich auch nicht gerade in starker Position befand.

Als Karl Morener seinem Onkel die Baronin vorstellte, die, im Gegensatz zu den vornehm aber einfach gekleideten

Reichenbachschen Damen, in ganz großer Abendtoilette war, sagte die:

»Ich hätte Sie gern erst bei mir gesehen, Herr Morener! Aber die Welt steht auf dem Kopf – und da braucht man es wohl auch mit den Formen nicht so genau zu nehmen.«

Ein *faux pas*! schoß es Morener durch den Kopf. Eine verfehlte Börsenspekulation konnte ihn nicht schwerer treffen. Etwas gezwungen klang es, als er jetzt sagte:

»Mein Neffe glaubte, es auf Grund Ihrer sportlichen Kameradschaft wagen zu dürfen.«

»Er trainiert nicht genug. Er trinkt und raucht – vor allem aber, er arbeitet zuviel. Wenn wir im Doppel um die Meisterschaft von Berlin Chance haben sollen, so müssen Sie ihn für die nächsten vier Wochen beurlauben.«

»Die Baroneß hat recht,« erwiderte Karl, »unser Prestige steht auf dem Spiel! Auch das deine, Onkel! Denn die Paarung Baroneß Nedlitz–Morener interessiert sportlich und gesellschaftlich gleich stark!«

»Und wer sind Ihre gefährlichsten Gegner?«

Hedda Nedlitz wies auf Hanni und Heinz Reichenbach und sagte:

»Ein sonderbares Zusammentreffen.«

»Wie? – Sie, Fräulein Hanni . . . und Sie . . . Herr Reichenbach? Ja . . . haben Sie denn . . . die Zeit und die . . . Mittel?«

Heinz Reichenbach fuhr auf und wollte erwidern. Aber seine Tante, die es ahnte, kam ihm zuvor und sagte:

»Wir sind Ehrenmitglieder des Klubs, den mein Mann vor vierzig Jahren mitbegründet hat!« – Morener, der fühlte, wie taktlos seine Frage war, zuckte zusammen – und Frau Reichenbach fuhr fort: »Sonst könnte es sich meine Tochter natürlich nicht erlauben – und mein Neffe wohl auch nicht.«

»Ich wollte damit nicht etwa sagen . . . im Gegenteil, es wäre mir eine Freude – und eine selbstverständliche Pflicht, wenn Sie etwa – aus Gründen materieller Art –«

»Ich sagte ja schon, daß wir es nicht zu bezahlen brauchen.«

»Mir liegt das Prestige des Namens Reichenbach genau so am Herzen wie das eigene.«

»Unser Name wird durch einen Sieg oder eine Niederlage im Tennisturnier keine Veränderung erfahren,« erwiderte Frau Reichenbach. Und wenn sie es auch nicht aussprach, so hieß das doch: Ihr Prestige hingegen . . .

Das hörte auch Heinrich Morener heraus und sagte:

»Eben deshalb bitte ich, daß mein Neffe mit Ihrer Tochter spielt. Mir liegt an der Verbindung der Namen Reichenbach-Morener . . . auch außerhalb des Geschäftlichen.«

»Ihr Neffe und ich sind aufeinander eingespielt,« widersprach die Baroneß. Aber Heinrich Morener erwiderte:

»Das Paar Reichenbach vermutlich auch.«

»Seit zehn Jahren,« bestätigte Hanni.

»Also sind die Chancen ausgeglichen.«

»Ich möchte aber nicht gegen meinen Vetter spielen.«

»Wenn der Herr Morener es wünscht,« sagte Frau Reichenbach – »und auf diese Äußerlichkeit Wert legt.«

Hanni schwieg. Morener trat an sie heran und sagte:

»Damit Sie sich an meinen Neffen gewöhnen, gnädiges Fräulein, wird er Sie jetzt zu Tische führen – und Sie, Herr Reichenbach, führen die Baronin.« Er selbst reichte der Frau Kommerzienrat den Arm und sagte: »Bitte!«

Das Gespräch um den runden Tisch herum drehte sich während der ganzen Mahlzeit um die üblichen Dinge: Sport – Mode – Reise und Theater. Nach dem Essen aber . . .

4.

Nach dem Essen ging die Jugend in den kleinen Saal, aus dem schon, als die Diener die Speisen reichten, die Klänge einer bekannten Jazz-Band zum Tanze lockten. Heinrich Morener aber führte die Frau Kommerzienrat Reichenbach in den Salon. Ziemlich unvermittelt begann er, als sie sich gesetzt hatten.

»Sie sehen, ich habe die Räume hier unverändert gelassen.«

»Man hatte es mir erzählt - und ich habe mich darüber gefreut.«

»Die Ehrlichkeit verlangt zu sagen, daß es nicht aus Pietät geschah.«

»Also teilen Sie den schlichten Geschmack meines seligen Mannes?«

»Ich verstehe nicht viel davon. Aber ich habe mir gedacht: wer weiß, wer nach mir hier leben wird.«

»Ihr Neffe vermutlich.«

»Gewiß. Er hat die größte Chance - vorausgesetzt, daß er meinen Wunsch erfüllt -« Er hielt inne, weil er hoffte, daß Frau Reichenbach ihn fragen würde: welchen Wunsch? Da das nicht geschah, so fragte er: »Sie erraten es nicht?«

»Sie wünschen sich vermutlich, daß er heiratet.«

»Und zwar so, daß die Reichenbachs hier wieder zu Hause sind.« - Er erwartete eine Antwort. Da sie ausblieb, so fuhr er fort: »Das, gnädige Frau, ist der Grund, aus dem ich mir die Freiheit nahm, Sie zu mir zu bitten.«

»Das heißt doch nicht, daß meine Tochter . . .?«

»Überrascht Sie das? Es ist nur folgerichtig. - Oder würden Sie es lieber sehen, wenn ich Sie um Ihre Hand bitte?«

Frau Reichenbach erhob sich und sagte kalt:

»Sie werden mich in diesem Hause nicht beleidigen.«

»Ich finde den Gedanken weniger kränkend als die Art, in der Sie ihn ablehnen.«

»Ich habe den Wunsch, den Namen meines Mannes bis an mein Ende zu tragen.«

»Niemand begreift das mehr als ich. Ich habe daher auch niemals den Versuch gemacht.«

»Sie vergessen schnell, Herr Morener!«

»Für einen Menschen wie mich ist es Bedingung, schnell zu handeln und ebenso schnell zu vergessen. Denn ich muß erlernen, was Ihnen im Blute liegt.«

»Um so vorsichtiger sollten Sie alles vermeiden, was möglicherweise Anstoß erregt.«

»Gerade aus seinen Verstößen lernt man am schnellsten. Aber indem man sie begeht und erkennt, muß man sie auch schon hinter sich haben.«

»Das gilt für Sie - aber nicht für Ihre Opfer.«

»Fällt es Ihnen so schwer, zu vergessen, daß ich Sie vor Jahren einmal begehrt habe?«

»Begehrt? - Berechnet haben Sie!«

»Gnädige Frau!«

»Sie glaubten, Ihr Geschäft mit meinem Mann zu einem schnelleren und für Sie günstigeren Abschluß zu bringen, wenn Sie in mir Ihre Verbündete hätten.«

»Ich habe heute den Mut, zu bekennen, daß es so war. Aber ich kann mein Gewissen nicht mit Fehlern belasten, die Jahre zurückliegen.«

»Sie verfolgen mit der Ehe Ihres Neffen und meiner Tochter nur den Zweck, die Distanz zwischen unseren Familien zu verwischen. Aber Sie dürfen das gleiche Interesse nicht bei uns voraussetzen.«

»Sie sind sehr stolz.«

»Stolz nicht, aber bitter. Und diese Bitterkeit Menschen wie Ihnen gegenüber, mag sie noch so ungerecht sein – ist das einzige, was uns dies veränderte Leben erträglich macht.«

»Durch diese Ehe würden sich die Verhältnisse mit einem Schlage ändern.«

»Ich glaube, daß meine Tochter in einem solchen Falle nur ihr Herz befragen wird.«

»Nicht einmal ich fühle mich stark genug, eine Entscheidung von dieser Bedeutung nur nach dem Gefühl zu treffen.«

»Sie, Herr Morener, hat der wirtschaftliche Aufstieg zu einem unfreieren Menschen gemacht als uns der Zusammenbruch. Früher hätten Sie eine Dame vom Varieté heiraten können – niemand hätte es Ihnen verübelt. Heute ist der Stammbaum für Sie wichtiger als der Mensch.«

»Es handelt sich nicht um uns, sondern um Ihr Kind und meinen Neffen.«

»Das müssen die beiden jungen Leute untereinander ausmachen. Ich bin in Sachen des Herzens nicht Anwalt meines Kindes.«

»Über meinen Neffen bin ich im klaren. Wenn Sie also glauben, daß auch das Herz Ihrer Tochter noch frei ist?«

»Sie hängt an ihrem Vetter.«

»An Heinz Reichenbach? – Aber liebe, gnädige Frau, das hieße ja Ihre finanzielle Misere verewigen.«

»Möglich, daß es nicht mehr ist als verwandtschaftliches Gefühl.«

»Würden Sie dann bitte Ihr Fräulein Tochter zu uns bitten?«

»Wie denn? Ich soll in Ihrer Gegenwart . . .«

»Sie könnte Fragen stellen, die nur ich beantworten kann.«

»Wie wenig kennen Sie mein Kind!«

»Lassen wir es darauf ankommen.«

Frau Reichenbach ging zur Tür und verständigte sich durch einen Blick mit ihrer Tochter, die gerade mit Reichenbach tanzte.

Heinrich Morener erhob sich, als Hanni ins Zimmer trat.

»Setz dich, bitte!« sagte die Mutter.

Aber Hanni, der man die innere Erregung ansah, erwiderte:

»Ich kann nicht – diese Baroneß!«

»Was ist mit ihr?« fragte Morener.

»Gleich nach dem Essen nahm sie mich beiseite und sagte:
>Haben Sie es bemerkt? Man will uns verkuppeln.<«

»Was ist das für ein Wort!« rief Frau Reichenbach und wandte sich an Morener.

»Ich habe keine Silbe mit der Baroneß gesprochen, das Sie nicht gehört haben. Aber ich bin überzeugt, sie meint das ganz harmlos.«

Die beiden Frauen sahen ihn an, und Morener fuhr fort:

»Was kann sie anders meinen, als daß ich Sie bat, auf dem Turnier der Leute wegen auf seiten meines Neffen zu kämpfen?«

»Der Leute wegen?«

»Vielleicht auch mit Rücksicht auf die Gefühle meines Neffen.«

»Was sind das für Gefühle? – und was haben sie mit dem Sport zu tun?«

»Mein Neffe liebt Sie!«

»Das ist nicht wahr!«

Heinrich Morener ging zur Tür und rief:

»Karl!« – Dann wandte er sich wieder zu Hanni: »Er wird es Ihnen selber sagen.«

Als Karl Morener in den Salon trat, ging Hanni auf ihn zu, sah ihn scharf an und sagte:

»Mama fühlt sich nicht wohl! Wollen Sie uns bitte an den Wagen begleiten.«

Heinrich Morener warf den Kopf zurück und sagte:

»Ja - was heißt denn das?« - während Karl der Frau Kommerzienrat den Arm reichte und sie hinausführte.

Hanni blieb zurück, ging auf Morener zu und sagte:

»Sie wollten mich also doch verkuppeln.«

»Ich wollte Ihnen wieder emporhelfen - Ihnen und Ihrer Frau Mutter!«

»Danke,« erwiderte Hanni. »Ich habe nicht das Gefühl, daß wir gesunken sind.« Sie bewegte leicht den Kopf, wandte ihm den Rücken und ging.

Während Karl die beiden Damen an das Auto begleitete, saß Morener nachdenklich im Salon und sagte sich: Was hat man nun von seinem Geld, man bleibt diesen Menschen gegenüber doch, was man war. - Aber diese Erkenntnis war für ihn nur ein Grund mehr, um sich der Baroneß Nedlitz zu nähern - zumal sie ihm gefiel und der Aufmerksamkeit nach, die sie ihm während des Diners zuwandte, auch an ihm Gefallen zu finden schien.

Obgleich die Jazz-Kapelle, in dem Gefühl, von Morener überbezahlt zu werden, ohne Pausen spielte, tanzten die Baroneß und Reichenbach nicht mehr, sondern zogen sich in eine Nische des kleinen Saales zurück. Sie hatten sich zuvor viel voneinander erzählt. Nun aber sprachen sie nicht mehr, da die Baroneß mit den Vorgängen im Salon beschäftigt war und Reichenbach über die Gründe nachdachte, die Heinrich Morener veranlaßt haben könnten, seine Familie nach vier Jahren plötzlich ohne äußeren Anlaß einzuladen.

Da er es aber als unhöflich empfand, schweigend neben der Baroneß zu sitzen, so sagte er unvermittelt:

»In diesem Schloß habe ich meine Jugend verlebt - aber ich gebe mir Mühe, nicht daran zu denken.«

Hedda Nedlitz wandte sich zu ihm und erwiderte:

»Und ich sage mir jeden Tag und jede Stunde: denke daran, daß deine Vorfahren in Schlössern lebten – und ruhe nicht, bevor auch du wieder in dem Stil lebst, der dir zukommt.«

»Mit welchem Recht zukommt?« fragte Heinz Reichenbach.
»Gerechterweise kommt einem doch nur zu, was man durch seine eigene Tüchtigkeit erworben hat.«

»So etwas sagen Sie?« erwiderte Hedda entsetzt.
»Menschen, die ans Familien kommen wie wir. Menschen mit unserer Kinderstube, die vom ersten Tage verwöhnt worden sind und nie damit gerechnet haben, je Geld verdienen zu müssen – wo sollen wir denn die Tüchtigkeit hernehmen?«

»Für eine Frau wie Sie mag es nicht zutreffen. Da entscheidet das Schicksal – von dem wohl auch für uns mehr abhängt als von unserer Tüchtigkeit.«

»Ich verlasse mich lieber auf meinen Verstand.«

»Wir streiten uns um Begriffe – aber Sie haben schon recht: Menschen wie wir zwei mögen in allen nebensächlichen Dingen des Lebens noch so verschieden urteilen und handeln – in allem Wesentlichen stimmen wir doch überein.«

»Was nennen Sie das Wesentliche?«

»Die großen Momente im Leben – in denen die wahre Natur in uns so unvermittelt hervorbricht, daß wir die Äußerlichkeiten des Lebens völlig vergessen.«

»Wenn ich das große Los gewänne oder der Maharadscha von Johore um meine Hand anhielte – das wären für mich die großen Momente.«

»Bei denen Sie innerlich unbeteiligt blieben. – Nein! von innen muß es geschehen – nicht von außen –, daß Ihnen plötzlich die Erleuchtung kommt: alle bisherigen Vorstellungen von Welt und Menschen waren falsch – daß Sie mit einem Schlage ein anderer Mensch werden.«

»Einen solchen Moment wird es für mich nie geben.«

»Das bestimmen nicht Sie!«

»Sie sind ein Phantast! – Mit diesen Ideen werden Sie es nie zu etwas bringen.«

»Für jeden Menschen kommt einmal dieser Augenblick. Wissen Sie, was ich mir wünsche – ich möchte dabei sein dürfen, wenn Sie diese Stunde erleben.«

»Das klingt ja beinahe, als wenn Sie Ihr Schicksal mit meinem verknüpfen wollen.«

»Das Schicksal geht seinen Weg und kümmert sich nicht um unsere Wünsche.«

»Philosophierst du schon wieder,« sagte Karl, der eben mit Heinrich Morener in die Nische trat.

»Spielen Sie lieber eine Partie Schach mit meinem Neffen,« bat Heinrich Morener.

»Sie spielen Schach, Herr Reichenbach?« fragte Hedda erstaunt. »Mit dem Gefühl? – oder nehmen Sie da ausnahmsweise den Verstand zu Hilfe?«

»Für das Spiel reicht der Verstand aus,« erwiderte Heinz, »aber das Leben setzt sich darüber hinweg.«

»Ist das auch Ihre Meinung?« fragte Hedda und wandte sich an Heinrich Morener.

»Ich stehe auf dem Standpunkt, gescheit zu handeln ist besser als gescheit zu reden.«

»Also handeln wir!« sagte Hedda und sah Morener so scharf an, daß der verlegen sagte:

»Darf ich Sie noch ein Viertelstündchen langweilen?«

»Ich werde genau nach der Uhr sehen und nicht eine Minute länger bleiben,« erwiderte Hedda lächelnd.

Morener erschrak und sagte:

»So war das nicht gemeint.«